Die Alpen

im Lichte verſchiedener Zeitalter.

Von

Jacob Frey.

Berlin SW. 1877.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

„Wie groß und herrlich, ſelbſt in der Verdunkelung!“

Es war ein ſtattlicher, noch rüſtiger Mann, aber doch mit bereits ergrauendem Bart- und Haupthaar, der neben mir, an das Geländer eines Bodenſee-Dampfers gelehnt, dieſe Worte mehrmals in tiefer Bewegung leiſe vor ſich hin rief. Er hielt den Blick auf die Appenzeller Gebirge gerichtet, über die da und dort ſchwere Nebelmaſſen herabrollten; denn es war einer der letzten Septembertage und der Herbſt hatte ſich dieſes Jahr überhaupt etwas trübe und früh eingeſtellt. In Romanshorn wies mir der Zufall im Eiſenbahnwagen meinen Sitz neben dem nämlichen Manne an, der meine Aufmerkſamkeit ſchon auf dem Schiffe erregt, und nun erfuhr ich im bald angeſponnenen Geſpräche, daß er noch einen kleinen Ausflug in's Wallis beabſichtige. Auf meine geäußerte Befürchtung, daß für ſolche Reiſezwecke von der Witterung ſchwerlich mehr Günſtiges zu erwarten ſei, meinte er kopfſchüttelnd, er müſſe ſich gleichwohl noch einen kleinen Wintervorrath für Geiſt und Gemüth aus den Alpen heimholen, ſonſt möchte ihm die Zeit bis zum nächſten Sommer zu lange werden. Der Fremde fing mich an zu intereſſiren und in bequemer Geſprächigkeit erwies er ſich auch bereit, dieſem Intereſſe Befriedigung zu gewähren. Er war ein mecklenburgiſcher Edelmann, der mit unbefangener Offenheit erzählte, wie er, in unüberwindlicher Abneigung gegen unſre politiſchen Ein-

richtungen und bürgerlichen Zustände, bis in seine reifern Mannesjahre nie daran gedacht hätte, der Schweiz einen Besuch abzustatten, obwohl ihm der Sinn für landschaftliche Schönheit von Jugend auf nicht gemangelt habe. Er habe daher den Sommer auch stets in einem schön gelegenen Landhause am Müritzsee zugebracht, während er den Winter in Strelitz verbringe. Erst seine zweite Frau habe ihn in den Flitterwochen zu einer Reise in unser Hochgebirge vermocht; aber der Eindruck sei ein so überwältigender auf ihn gewesen, daß er schon nach einem zweiten Versuche den Entschluß gefaßt, sein Landhaus am Müritzsee zu verkaufen und aus dem Erlöse desselben eine alljährliche Schweizerreise zu machen. Das habe er nun seit einer Reihe von Jahren so gehalten und sei nur dieses Jahr durch besondere Verhältnisse etwas verspätet worden, was er jedoch so gut möglich noch einzubringen versuchen wolle. Uebrigens, fügte er hinzu, kenne er noch manchen seiner Landsleute, dem es mit der Schweiz ähnlich wie ihm ergangen sei.

Solche Geständnisse von Fremden haben für uns nichts Neues oder Ueberraschendes mehr. Unsre Hochgebirgswelt ist ja „groß und herrlich“ und wir finden es nur natürlich, daß die ganze civilisirte Menschheit alljährlich Tausende und aber Tausende von andächtigen Pilgern hersende, diese Größe und Herrlichkeit anzustaunen. Aber es ergeht uns damit, wie mit andern Gewohnheitsverhältnissen, in denen wir aufgewachsen sind. Wir stellen uns gar leicht vor, dieselben müßten eigentlich von jeher bestanden haben und zumal was in der Natur selbst so tief begründet sei, könne auch nie anders gewesen sein. Dem ist aber freilich nicht so und drum möge uns ein Gleichniß in den wechselnden Verlauf dieses Verhälnisses hinüberleiten.

Da und dort werden noch heutzutage tief aus der Erde Statuen und andere Bildwerke altrömischer oder altgriechischer Kunst hervorgegraben, die Jahrtausende lang in ihrem dunkeln

Grabe verborgen gelegen. Sie erſtehen nun wieder aus dieſem langen Scheintode zu neuem Leben, um unſre Augen mit der Reinheit ihrer Formvollendung zu entzücken und unſre Gemüther mit dem Lichte unvergänglicher Schönheit zu erfüllen. Von der weitaus größten Mehrzahl dieſer Schätze hat die Geſchichte uns keinerlei Ueberlieferung aufbewahrt; nur nach einzelnen charakteriſtiſchen Kennzeichen vermögen wir annähernd zu beſtimmen, aus welcher Meiſterhand, aus welcher Kunſtſchule ſie hervorgegangen und welcher Zeit ſie ihre Entſtehung zu verdanken haben. Ob ſie jemals die Paläſte Roms oder Athens geſchmückt, ob ſie jemals die Tempel der olympiſchen Götter geziert und auf öffentlichen Plätzen geglänzt, oder ob ſie ſogleich nach ihrer Entſtehung ihr verhängnißvoll dunkles Loos erreicht, iſt von vielen dieſer Bildwerke durchaus nicht nachzuweiſen; denn auch für den letztern Fall würde uns die neuere Kunſtgeſchichte mancherlei Analogien bieten. So wiſſen wir von Gemälden, die dieſer oder jener berühmte Meiſter geſchaffen hat, der Gegenſtand des Bildes, ſeine Ausführung, ſogar die genaue Zeit ſeiner Entſtehung iſt uns aufbewahrt, das Bild ſelbſt aber von dem Augenblicke an, wo es die Werkſtatt des Meiſters verlaſſen hat, ſpurlos verſchwunden, bis es endlich durch Zufall vom Auge eines Kenners unter dem werthloſen Gerümpel irgend einer alten Rauchkammer entdeckt wird. Vom Staube gereinigt und von den Spuren ſchnöder Vernachläſſigung befreit, wird das lang verlorene Bild wieder zu einer Perle der berühmteſten Gallerien erhoben.

Ein ähnliches Geſchick, könnte man ſagen, wie dieſe Kunſtgebilde, hat auch die Naturſchönheit des Hochgebirges betroffen. Mit aller Beſtimmtheit müſſen wir annehmen, daß die Firnen ſchon vor Jahrtauſenden ſich im Morgen- und Abendſcheine mit dem nämlichen Purpur umkleidet haben, wie er heute noch in die Thäler herniederleuchtet, und wie er nie reiner und ſchim-

mender von einer Königsschulter herabgewallt hat. Damals wie heute kräuselten sich über dem stäubenden Wasserſturze die Regenbogenwölklein, und wie heute beschaute auch damals der aufragende Fels sein zackiges Haupt in dem ruhigen Spiegelbilde des See's, der sich an seinen Fuß schmiegt. Aber ob sich auch damals schon Augen gefunden, die sich an diesen Bildern erhebender Schönheit geweidet, und Herzen, die diesen Abglanz des Göttlichen empfunden haben? — Zeugnisse zur Bejahung dieser Frage liegen uns keine vor, und die Geschichte beweist uns vielmehr, daß die Hochgebirgswelt mit ihren Wundern und ihrer Schönheit einer langen Reihe von Menschengeschlechtern ein verschlossener Juwelenschrein geblieben ist. Der Mensch sah in dem Gebirge nur ein Feindliches, seinen freien Verkehr Hemmendes, das die Natur in einer mißgünstigen Laune ihm entgegengethürmt hatte. Wollte man etwa einwenden, daß der eingeborne Sohn des Gebirges, der Jäger und Hirte, von dem die Geschichte keine Meldung thut, für die Naturschönheit seiner Heimat von jeher ein offenes Auge gehabt habe, so wäre das eine willkürliche und jeder Erfahrung widersprechende Behauptung. Der bildungslose Gebirgsbewohner steht in dieser Beziehung vielmehr heute noch auf dem nämlichen Standpunkte, den schon vor bald dreihundert Jahren der bernische Dichter Hans Rudolf Rebmann gezeichnet hat. Dieser Dichter läßt nämlich eine Gesellschaft einen Berg besteigen, die unterwegs einen Aelpler antrifft, einen alten Mann,

Der sie vermanet abzestahn
Und nit auff des Bergs spitz ze gan;
Man bring darvon nichts dan arbeit,
Und müde bein, zerrißnes kleid;
Vor feunffzig Jahren sei auch er
Hinauffg'stigen, als ob es wer
Sölch Berg steigen ein große sach;
Hab nichts darvon dan arbeit bracht.

Aber selbst die Richtigkeit jener Einwendung zugegeben — was der einzelne Geist sich nicht zum vollen Bewußtsein zu erheben und für den Geist weiter zu verwerthen vermag, bleibt in der Entwickelung der Menschheit immer ein verlorenes Gut. Deshalb ist der Cultus der Hochgebirgswelt, wie wir ihn gegenwärtig kennen und wie er als ein wichtiges Moment in unsre moderne Kunst- und Gemüthsbildung eingetreten ist, auch keineswegs von dem schlichten und bildungslosen Aelpler ausgegangen, oder gar emporgebracht worden. Wir sind daher genöthigt, wollen wir dieses Verhältniß richtig begreifen und kennen lernen, den Blick auf weite geschichtliche Wege zu werfen, die dasselbe bis zu seiner gegenwärtigen Ausgestaltung zu durchwandeln hatte; aber wir werden auf diesen Wegen zugleich einem guten Stück einheimischer Kulturgeschichte begegnen und die Wanderung deshalb wohl nicht zu bereuen haben.

Den alten Griechen, die sich um die Bildung des menschlichen Schönheitssinnes so unvergängliche Verdienste erworben haben, blieb unsre Hochgebirgswelt völlig unbekannt und nur dunkle Vorstellungen und sagenhafte Nachrichten waren darüber bis in das heitre Hellas vorgedrungen. Der ganze gewaltige Gebirgszug, der die südlichen Länder Europa's vom biscayischen Meerbusen bis zu den Donaumündungen von den mittlern und nördlichen scheidet, wurde von den Griechen unter dem gemeinschaftlichen Namen der Rhipäen zusammengefaßt. Von ihren Höhen herab stürmte der kalte, blüthenfeindliche Boreas; jenseits derselben wohnten nur seltsame Bildungsgeschöpfe, einäugige Arimaspen, goldbewachende Greife und Hyperboräer, in denen kaum noch ein Funke menschlicher Seele glomm. Gleichwohl war es ein Grieche, der um das Jahr 400 v. Chr. lebende Pythagoräer Lycophron, der uns zuerst den Namen Alpen nennt, abgeleitet von dem keltischen Worte Alp, das eine Höhe bedeuten soll. Aber obgleich die Römer ihre Herrschaft allmälig bis hart

an den Fuß des Gebirges ausdehnten, erfuhr die Kenntniß desselben noch über anderthalb Jahrhunderte lang keine nennenswerthe Erweiterung, bis der kühne Karthager Hannibal 218 v. Chr. von dieser Seite her in Italien eindrang. Von den feindlichen Kriegern hörten die Römer dann die ersten Erzählungen über die Schreckniſſe der Alpennatur, und faſt ſcheint es, als ob der Eindruck derſelben für die ganze römiſche Auffaſſungsweiſe unſrer Gebirgswelt ein beſtimmender und bleibender geweſen ſei. Polybius, ein vornehmer Grieche, der aber meiſtens in Rom lebte, machte ſich nach den Alpen auf den Weg, um die Wahrheit dieſer Erzählungen an Ort und Stelle ſelbſt zu unterſuchen, und ſeinen Bemühungen haben wir die erſten Nachrichten über die ungefähre Lage und Ausdehnung unſres Hochgebirges zu verdanken. Durch die Kriege, in welche die Römer mit den Galliern und dann bald auch mit den Helvetiern verwickelt wurden, mußte ihre Alpenkenntniß natürlich mehr und mehr zunehmen; aber nie kamen ſie über das unheimliche Grauen hinaus, welches die Hochgebirgswelt ihnen einflößte, und nie öffnete ſich ihr Blick für die Schönheiten derſelben. Der Geograph Strabo, der um die Zeit von Chriſti Geburt lebte, alſo bereits ein halbes Jahrhundert, nachdem Helvetien ſchon der römiſchen Herrſchaft unterworfen war, weiß uns nur von den ſich ablöſenden Eismaſſen zu erzählen, welche ganze Karavanen in dunkle Abgründe ſtürzen, von den furchtbaren Stürmen, welche die Höhen umſauſen, und von zahlreichen Räubern, denen die unzugänglichen Thäler ſichre Verſtecke bieten. Zwar erfahren wir allmälig auch Manches über die Pflanzen- und Thierwelt, die Mineralien u. ſ. w. des Gebirges; namentlich machte der Kryſtall den Römern, die ihn für „gefrorenes Eis“ anſahen, viel zu ſchaffen, und er ſtand in ſehr hohem Preiſe bei ihnen. Ebenſo verwendeten ſie verſchiedene ſchöne Marmorarten, die in den Alpen gebrochen wurden. Aber dennoch blieb ihnen die Heimath

dieſer werthvollen Naturprodukte unentwegt ein Aufenthalt des Schreckens und Grauens, der keinen Frühling blühen ſieht und den kein Sommer mit ſeinen Garben ſchmückt. Der epiſche Dichter Silius Italicus, der im erſten Jahrhundert n. Chr. lebte, entwirft in ſeinem Gedichte über den puniſchen Krieg Schilderungen aus den Alpen, die dieſem Grauen in jedem Worte Ausdruck geben. Da hat auf dem ſchrecklichen Gebirgsjoche der häßliche Winter ſeinen ewigen Wohnſitz aufgeſchlagen, da iſt die Heimath undurchdringlicher Nebel, ſchwarzer Gewitterwolken, da gähnen unermeßliche Abgründe bis in die Unterwelt hinab u. ſ. w.; nirgends ein Sonnenblick, nirgends ein Hauch von Schönheit.

Dieſer Grundton zieht ſich ohne Ausnahme durch alle poetiſchen oder proſaiſchen Alpenſchilderungen der Römer; ihre ganze bezügliche Anſchauungsweiſe wird treffend auch durch einen Zug aus Cäſars Leben charakteriſirt. Der eben ſo geiſtreiche Schriftſteller als glückliche Feldherr und Staatsmann, beſchäftigte ſich auf einer etwas verlängerten Reiſe durch die Alpen mit der Abfaſſung einer — grammatikaliſchen Abhandlung!

Die düſtre, römiſche Auffaſſung der Hochgebirgswelt erloſch aber keineswegs mit dem Untergange des römiſchen Volkes und ſeiner Weltherrſchaft; ſie lebte vielmehr mit verſtärkter Kraft wieder auf, als nach langen Jahrhunderten der Zerſtörung und Finſterniß die mittelalterlichen Kulturbeſtrebungen genöthigt waren, auf allen Wiſſensgebieten an die Wiſſenſchaft und Literatur der Römer anzuknüpfen. Mit den geographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen der römiſchen Schriftſteller von den Alpen ererbte das Mittelalter auch ihr Grauen vor denſelben, und bereits im fünfzehnten Jahrhundert finden wir eine Art Gletſchertheorie aufgeſtellt, die das ganze unheimliche Fröſteln der Römer vor dem rauhen Gebirgsklima wiederſpiegelt, aber ſeltſamer Weiſe, wenigſtens in der Hauptſache, auch mit den neueſten Anſichten der Gletſcherforſchung zuſammentrifft. Der Lombarde

Ambrosius, der längre Zeit in der Schweiz gelebt zu haben scheint, verfocht die Behauptung, daß in hundert Jahren kein Wein mehr im Lande wachsen werde und zwar in Folge der Erkaltung der Atmosphäre durch die Gletscher und Schneegebirge. Der erste Schweizer, welcher eine ausführlichere Schilderung seiner heimathlichen Verhältnisse versucht, war der bei Königen und Kaisern hochangesehene Einsiedler Abt Albert von Bonstetten. In seiner Beschreibung der „oberdeutschen Eidgenossenschaft", die er im Jahr 1481 König Ludwig XI. widmete, entwirft er von dem Gotthard ein Bild, das vollkommen den Schilderungen des Silius Italicus entspricht. Der Berg erzittert von den Stürmen und Ungewittern, die in seinen Höhen brüllen. „Hier ist das Reich des Aeolus, hier herrscht schwarze Nacht in den Gebirgsspalten; garstige Wälder voll Felsblöcke sind hier die Menge."

Mit einem ganz andern, man möchte sagen selbstständigern Auge jedoch sieht Bonstetten den Rigi an und es klingt fast wie eine frühe Ahnung von dem künftigen Ruhme der regina montium, was er zu ihrem Preise zu berichten weiß. Der schöne Berg gilt ihm nicht nur für den Mittelpunkt der Eidgenossenschaft, sondern auch für denjenigen von ganz Europa. In seinem Innern wohnen Schaaren von Heiligen, jedoch keineswegs in einem Zustande der Buße, wie dies sonst bei abgeschiedenen Geistern in solchem irdischen Aufenthalte der Fall zu sein pflegt, sondern im Zustande der Freude und Glückseligkeit; deshalb erfüllen sie oft die weite Umgegend mit dem entzückenden Gesange himmlischer Symphonien, die sie zum Lobe Gottes ertönen lassen. — Solcher Symphonien hat nun der Berg seitdem freilich unzählige gehört, und wenn sie auch nicht durchweg von den Lippen Heiliger ertönen, so wird der Schöpfer aller Gebirgsherrlichkeit drum kein geringeres Wohlgefallen an ihnen finden.

Aber in dem verschiedenen Blicke, mit dem der gelehrte Einsiedler-Dekan die beiden Berge betrachtet, liegt bereits der

Keim eines Zwieſpaltes angedeutet, der ſich in der mittelalterlichen Gebirgsanſchauung öfters erkennen läßt und ſeinen tieferen Grund vielleicht in der Verſchiedenheit des romaniſchen und germaniſchen Weſens findet. Die nordiſchen Völker konnten ſchon vor der kalten Gebirgsluft nicht die Furcht empfinden, die ſie den ſüdlichen einflößte, und gewiß haben die ritterlichen Feudalherren ihre Stammburgen nicht ſtets blos aus kriegeriſchen Gründen auf hohe Berggipfel hinaufgeſtellt. Ihr Blick ſchweifte von den Zinnen mit Wohlgefallen in die weite Landſchaft hinaus, auch wo ſie nicht nach Feinden oder Beute ſpähten. Die gothiſche Baukunſt ſelbſt hat etwas Verwandtes mit den Hochgebirgsformen, und ihre Dome ragen wie zackige Felſenpyramiden zum Himmel auf. Drum ſehen wir auch in mittelalterlichen Gemälden, in Hiſtorien- und Heiligenbildern dieſe Hochgebirgsformen zu Hintergründen verwendet, wo dann oft ein ſanftes Madonnengeſicht oder auch das Bildniß eines ehrſamen, ſtädtiſchen Rathsherrn von einer wilden Felswand überragt wird. Solche Hintergründe finden wir ſogar auf Bildern, die an beſtimmte, in weiten Ebenen gelegene Oertlichkeiten gebunden ſind. Für den Geſchmack dieſer Künſtler und ihres Publikums hatten alſo die grotesken Gebirgsbildungen nicht nur nichts Widerſtrebendes, ſondern ſie mußten ihnen nothwendig als ein Ideal landſchaftlicher Schönheit erſcheinen, ſonſt wären ſie nicht willkürlich zur Abrundung der Kunſtſchöpfung herbeigezogen worden. Aber dieſe künſtleriſche Auffaſſungsweiſe vermochte gegenüber der römiſchen, die durch die Gelehrten vertreten war, nicht durchzudringen. Die Kenntniß der Hochgebirgswelt war noch viel zu gering, als daß nicht im Allgemeinen der Schrecken, das Grauen vor derſelben hätte die Oberhand behalten müſſen. Dies ſpricht ſich am deutlichſten auch in den zahlreichen, mittelalterlichen Sagen aus, die alle Thäler und Höhen des Gebirges mit menſchenfeindlichen, geiſterhaften Weſen bevölkern.

Eine der bekanntesten derselben, die zugleich unsern Gegenstand scharf beleuchtet, ist die Pilatussage. Der ungetreue römische Landpfleger von Judäa, den sein Kaiser mit einem schmachvollen Tode bedroht, entleibt sich im Gefängnisse selbst und seine Leiche wird in die Tiber geworfen. Aber nun brechen wochenlang Stürme und Ungewitter über Rom herein, bis man den todten Körper wieder aus dem Flusse fischt und ihn nach Vienne in Gallien bringt, wo er in die Rhone versenkt wird. Doch hier, wie später in Lausanne, richtet der todte Unhold den nämlichen Aufruhr der Elemente an, und so bringt man ihn auf ein hohes, wildes Gebirg, den Frakmont, um ihn da in einen kleinen See zu versenken. Auch hier beharrte der böse Geist in seinem Treiben, und Gewitter und Stürme brausten unablässig um den Berg. Pilatus überschwemmte mit seinem See die Weidtriften und stürzte Hirt und Heerden in Abgründe, bis endlich ein fahrender Schüler Hülfe zu bringen vermochte. In einem furchtbaren Beschwörungskampfe überwand er den Friedensstörer, der versprechen mußte, sich in seinem See ruhig zu verhalten, nur daß er alljährlich an einem Tage denselben verlassen und frei auf dem Berge herum wirthschaften durfte.

Pilatus hielt seinen Pakt treulich. Alljährlich am Charfreitage stieg er aus dem Wasser empor und setzte sich mit der rothen Kleidung seines Amtes angethan, auf den Richterstuhl welcher mitten auf dem See stand. Wer ihn dann erblickte, mußte im Laufe des Jahres sterben. Zu allen übrigen Zeiten verhielt er sich dagegen ruhig, sobald man ihn ungeneckt ließ, wenn man aber in der Nähe des See's lärmte und schrie, den Geist rief, Steine, Holz oder sonst irgend etwas in das Wasser warf, oder nur mit einem Stocke darin rührte, dann zogen sich sogleich drohende Wolken um den Berg zusammen und mit Donner und Blitz brach das fürchterlichste Ungewitter los, ja der See selbst spie feurige Dünste aus.

Um nun Schaden zu verhüten, oder auch aus jenem tiefen Rechtsgefühle der Alten, das selbst den Thieren des Feldes und unholden Geistern glaubte gerecht sein zu sollen, verbot die luzernische Obrigkeit das Betreten der Bründlen-Alp, auf welcher der Pilatus-See lag, bei strenger Strafe, und die Sennen waren auf Eidespflicht gemahnt, jeden Fremden von dem gespenstischen See fern zu halten. Im Jahr 1387 wurden in Luzern sechs Geistliche mit längerer Gefängnißstrafe belegt, weil sie den Plan entworfen hatten, den Pilatus zu besteigen, und nach andern Ueberlieferungen sollen sogar Vorwitzige, die etwas in den See geworfen hatten, zur Strafe enthauptet worden sein. *

Liegt nun in dieser Sage selbst und dann in den Vorkehren, die sie veranlaßte, deutlich die Scheu und das Bangen jener Zeit vor den Geheimnissen der Gebirgswelt ausgesprochen, so war doch All' das wieder geeignet, die Neugierde und in strebsamern Gemüthern die Wißbegierde, das Verlangen nach Wahrheit zu erwecken. Im Jahr 1518 unternahmen es vier Männer, die unter ihren Zeitgenossen durch Gelehrsamkeit und Freimuth des Denkens hervorragten, die Sache einmal genau zu prüfen und sich durch eigenen Augenschein Aufklärung über dieselbe zu verschaffen. Es waren Vadianus, Conrad Grebel, Mykonius und Xylotectes. Der Letztere war Chorherr in Luzern. Mykonius, ebenfalls aus Luzern gebürtig, hatte seine Studien in Rottweil gemacht, war dann Lehrer in Luzern und Zürich geworden und starb, zur Reformation übergetreten, in Basel als Pfarrer und Professor des neuen Testamentes.

Vadianus oder Joachim von Watt aus St. Gallen (1484 bis 1551), war eine Zeit lang Rector der Universität Wien, und wurde dann St. Gallischer Bürgermeister, in welcher Stellung er durch sein persönliches Ansehen und seinen Einfluß eine mächtige Stütze für die Durchführung der Reformation bildete. Conrad Grebel aber, aus einem Zürcher Patriziergeschlechte stam-

mend und Vadian's Schwager, ging, nachdem er seine Studien auf den hohen Schulen von Paris und Wien vollendet hatte, Hand in Hand mit Zwingli, bis ihm dieser vor der consequenten Durchführung der reformatorischen Prinzipien schien zurückscheuen zu wollen. Nun stellte Grebel sich an die Spitze jener demokratisch-kirchlichen Partei, deren freisinnige Bestrebungen unter dem Namen der Wiedertäuferei höchst ungerechter Weise vielfach mit den wüsten Schwärmereien auf gleiche Linie gestellt worden sind, die zehn Jahre später in den Niederlanden und in Westphalen zu Tage traten. Grebel unterlag in dem sich entspinnenden Kampfe und verschwand um das Jahr 1527 im Dunkel seiner Kerkerhaft.

Einer solchen Gesellschaft hochangesehener und gelehrter Männer durfte die luzernische Obrigkeit die Erlaubniß zur Besteigung des Pilatus nicht abschlagen, und Vadian hat denn später auch eine anziehende Beschreibung derselben erscheinen lassen. Aber in der Nähe des einsamen Bergsee's scheint die für ihre Zeit freidenkenden Gelehrten das nämliche geheime Grauen befallen zu haben, von dem der Hirte, der ihnen zum Führer diente, erfaßt wurde. Vadian hielt in seiner Berichterstattung die Wahrheit der Sage aufrecht, und blieb bei der Ansicht, daß Stürme und Ungewitter aus dem gespenstischen See aufstiegen. Indessen muß das Unternehmen doch als die erste Bergbesteigung zu wissenschaftlichen Zwecken in unserm Lande angesehen werden, und es war damit für solche wenigstens ein Vorgang geschaffen. Im Jahre 1555 bestieg der große zürcherische Naturforscher Conrad Geßner den Pilatus in ähnlicher Absicht, wie Vadian und seine Genossen, gelangte aber zu einem völlig verschiedenen Resultate, indem er ebenfalls in einer eigenen Schrift die Sage von der gewitterzeugenden Kraft des Bründlensee's und seines gespenstischen Bewohners als Aberglaube hinstellte. Doch bedurfte es noch eines Zeitraumes von dreißig Jahren,

bevor die Ansicht des Gelehrten in weitern Kreisen Wurzel faßte, und der Verfehmte einigermaßen von seinem Zauberbanne erlöst wurde. Im Jahre 1585 bestieg der Stadtpfarrer Müller von Luzern die Bründlen-Alp, um vor einer großen Anzahl Zeugen Steine und andere Gegenstände in den See zu werfen und den spuckenden Landpfleger zu seinen zerstörenden Werken herauszufordern. Durch sein Schweigen und Nichterscheinen mußte er Glauben und Kredit sich selbst abgraben.

Aber nicht nur dem Pilatus brachte Geßner, vielleicht der größte Naturforscher seiner Zeit (1516—1565), Erlösung; sein heller, umfassender Geist zerstreute überhaupt die dunkeln Schatten, die bisher auf der ganzen Hochgebirgsnatur gelegen. Bis auf Geßner bleiben die erhabenen Schönheiten dieser Natur noch unbeachtet, und der Mensch sieht nur die Mühseligkeiten und Gefahren, die sie ihm bereitet. Thomas Platter, jener originelle Walliser Gelehrte (1499—1582), der in seiner Jugend Jahre lang als „fahrender Schüler" bettelnd oder zur Gewinnung seines Unterhaltes kleine Dienste verrichtend, auf einer großen Anzahl deutscher Schulen herumzog, sogar bis nach Dresden und Breslau kam, dann später in Zürich das Seilerhandwerk erlernte, um wenigstens seine nächtlichen Mußestunden den Studien widmen zu können, in Basel als Seilergeselle und im Handwerksschurze hebräische Collegien las, die von namhaften einheimischen und fremden Gelehrten besucht wurden, dieser Platter hat die Oberländer Pässe auf seinen Hin- und Herfahrten unzählige Male begangen, ohne mehr als ein einziges Mal einige weitere Worte darüber zu verlieren. Und auch dieses einzige Mal ist es eine Beschwerdeführung, freilich keine unbegründete. Platter hatte im Jahre 1532 die langjährige Magd seines Freundes und Lehrers Mykonius geheirathet, eben jenes Gelehrten, der 1518 mit Vadian den Pilatus bestiegen, und wollte nun mit seiner Frau heim in's Wallis ziehen. Das arme, aber

wohlgemuthe Pärchen, das mit „zween Guldin“ Reisegeld Zürich verlassen hatte, nahm den Weg über Luzern und den Brünig. „Von dannen gingen wir gen Hasli,“ erzählt Platter in seiner liebenswürdig naiven Weise, „vo dannen an die Grimßlen an Berg; do hat es schon geschnit und was doch vor S. Gallentag, do fieng min frowen an bedunken, es welle ruch zu gan, dan wier mirßten gar ruch brot essen. Do waren ouch sunst man, die wolten am morndrigen tag ouch über den berg; die sprachen zu mier: du wirst die frowen nit über den berg bringen. Do hat min frow gut läben, das sie mußt im strow liegen, dessen si nit gewont. Am tag stunden wier uff und halff uns gott über den berg, wie woll iren die kleider am lyb gefruren.“ Man sieht, der solcher Wege gewohnte Platter macht gerade nicht viel Aufhebens über die Beschwerlichkeiten desselben. Viel kräftiger drückt sich der Basler Professor Sebastian Münster (1487—1552) aus, den eine Uebersteigung der Gemmi „bis in die Knochen und in das Herz erzittern“ machte. Deshalb leiten diese Gelehrten den Namen des Passes auch von gemitus — Seufzerberg — ab. In gleichem Klagetone sind, wie bereits bemerkt, aus jener Zeit alle Berichte gehalten, die von Bergbesteigungen sprechen. Geßner dagegen, der sich schon 1541 vornimmt, alle Jahre wenigstens einen Berg zu ersteigen, thut dies nicht blos zur Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sondern er erfreut sich an der weiten Aussicht, an der Mannigfaltigkeit der Bergformationen; diese Besteigungen „stärken nicht nur seinen Körper, sondern sie gewähren *seinem Geiste die edelste Erholung*.“ Mit einem Worte: die bisher verhüllte landschaftliche Schönheit der Gebirgswelt ist seinem Seherblicke aufgegangen.

Die Wirkungen dieser neuen Anschauung, oder wenn man lieber will, neuen Naturoffenbarung, machten sich nun bald geltend: die Gebirgswelt tritt nicht nur beiläufig, wie bisher, son-

dern als eigener Gegenſtand in die Poeſie ein. Noch während Geßner's Lebzeiten dichtete einer ſeiner Freunde, Johannes Müller, Pfarrer in Biel und Lehrer in Bern, von ſeinem zürcherſchen Geburtsorte Rhellikon gewöhnlich Rhellicanus genannt, in lateiniſchen Verſen eine Stockhornias, die jedoch neben der Schilderung der Beſteigung des bekannten Gebirgsſtockes nur eine trockene Aufzählung ſeiner Pflanzen enthält. Schon weiter aber ging der bereits früher erwähnte Joh. Rud. Rebmann (1566—1605), auch Apelander der jüngere genannt, Pfarrer in Muri bei Bern, der in deutſcher Sprache ein umfangreiches Gedicht unter folgendem Titel herausgab: „Ein luſtig und ernſthaft poetiſch Gaſtmal und Geſpräch zweier Bergen in löblicher Eidgenoßſchaft und im Berner Gebiet gelegen, nemlich des Nieſens und des Stockhorns, als zweyer alter Nachbawern; welches Inhalt ein physicam, chorographicam und ethicam discriptionem von der ganzen Welt insgemein und ſonderlich von Bergen und Bergleuten: ſonnettenweis geſtellt ꝛc." — Einleitend erzählt der Dichter unter anderm: „Auf den achten Tag Auguſti als man 1600 zahlt, kam der alte Stockhorn zu ſeinem lieben Nachbawren dem Nieſen, bekleidet mit aller ſeiner Zierd, und begleitet mit ſeinem ganzen Hausvolk und Hoffgeſind und ſpricht zu dem Nieſen:

Nun biß gegrüßt Nachbawr Nieſen,
Ich bitt vaſt laß dich nit verdrießen,
Das wir zween ſo gar alte Fründ
Noch nie zuſammen kommen ſind,
Die doch ſo lang braucht Nachbawrſchafft.

Manierlicher, als man es von einem ſo gewaltigen Geſellen erwarten ſollte, antwortet der Nieſen:

Nun biß willkommen Bruderſchaft;
Mich hat verlangt gar offt nach dir,
Mich fröuwt das kumpſt einmal zu mir,
Auff mein ermanung, freundlich bitt
Kumpſt her, und biſt außbliben nit u. ſ. w.

Nach dieſer Begrüßung löſt ſich den beiden alten Herrn beim reichlich aufgetragenen Mahle bald die Zunge, und mit unermüdlicher Redſeligkeit wird Geſchichtliches, Naturgeſchichtliches, Kosmographiſches, aus allen Zeiten und Ländern, von fern und nah abgehandelt. Aber ſo entſchieden komiſch dieſe Art von Poeſie nun auch auf uns wirken muß, dem Dichter iſt gleichwohl unverkennbar durch all' ſeine gelehrten und dogmatiſchen Hallucinationen ein Dämmerſchein von der Schönheit und Erhabenheit der Hochgebirgswelt aufgegangen. So ſtellt er unter Anderm Betrachtungen über das Prinzip an, dem das Gebirg ſeine Bildung zu verdanken hat und ſucht die Göttlichkeit deſſelben in ſeiner Weiſe darzuthun. Der Menſch, ſagt er, gleicht nur in ſeinen höchſten Gemüthserhebungen dem Gebirge, das himmelanſteigt und ſein Haupt in Gottes Nähe erhebt.

Zudem, was noch viel mehr antrifft,
Werden wir Berg in heilger gſchrifft
Verglichen Gottes volk und gmein,
Daß unſre herrlichkeit nit klein:
Da iſt die wacht wider den find;
Die frommen hoch erhaben ſind,
Von weltlichem luſt-begierd
Ihr herz zu Gott erhöhet wirt;
Auff Zion Chriſtus ſelbs regiert,
Wider all ſind er triumphirt,
Darum er Gottes Berg genannt,
Wirt haben ewig fröud und bſtand;
Ja Chriſtus ſelbs ein Berg wird g'nent,
Der d'Welt erfüllt an allem end u. ſ. w.

Ueber den unerſchöpflichen Reichthum des Gebirges an Naturprodukten jeder Art weiß der Dichter ausführliche Rechnung abzulegen, ſo daß er dieſelbe ſchließen kann:

In ſumma: unſer gneußt d'ganz Welt,
Von uns kompt Reichthums, Gold und Geld.

Die Gebirgsausſicht freilich ſtellt der Dichter mehr nur

unter den Standpunkt militäriſcher Nützlichkeit; man kann vom Berg herab den Feind erſpähen u. ſ. w.; oder aber er betrachtet ſie mit den Augen des hl. Auguſtinus, wo dieſer ſpricht:

Die Menſchen wandeln dahin gricht,
Der Bergen hochzeit zſchawen an,
Verwundern ſich deß, da ſie ſtahn,
Deß Meeres Wällen von fernuß
Zu ſehen, und manch großen fluß,
Den umbgang Meers, und Sternen kreiß
Schawens ab hohem Berg mit ſchweiß,
Und kennen doch ſich ſelber nicht,
Selten ſich einer ſelbs beſicht.

Aber trotz dieſer Befangenheit, die keinen ungetrübten Naturgenuß aufkommen läßt, weiß der Dichter zum Schluſſe noch einen andern Vorzug ſeiner Berge zu rühmen:

Wan ſchon der Kayſer morn ſtirbt ab,
Erfaulet er in ſeinem Grab;
Wir aber bleiben biß an's End,
Kein ſchmerzen, noch der Tod uns gſchend.

Dieſes „poetiſch Gaſtmahl" machte großes Aufſehen und erntete, wie wir aus den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen wiſſen, verdiente Anerkennung, da es immerhin die Anfänge eines neuen, und wenn man ſo ſagen darf, patriotiſchen Naturevangeliums, in allgemein verſtändlicher Form verkündete. Aber trotz dieſer Anregungen brachte das ganze ſiebzehnte Jahrhundert, in deſſen Beginn ſie fielen, weder der wiſſenſchaftlichen noch äſthetiſchen Alpenkenntniß eine nennenswerthe Förderung. Auf das Geiſtesleben der Schweiz legte ſich der Druck einer fanatiſch orthodoxen Theologie, deren herrſchſüchtige Rechthaberei gegen abweichende Beſtrebungen vom Staate noch unterſtützt wurde. Dazu kamen die traurigen Rückwirkungen des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland, die Parteifehden, revolutionären Aufſtände und Religionskriege im eigenen Lande, die einer gedeihlichen, wiſſen-

ſchaftlichen und künſtleriſchen Thätigkeit hemmend entgegentraten. Das verdienſtvolle und ſeiner Zeit mit Recht berühmte, große Kupferwerk von Math. Merian, Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesiae, 1642, blieb in ſeinen Darſtellungen von Gegenſtänden aus dem Hochgebirge äußerſt dürftig, und die bezüglichen Abbildungen erwecken zudem noch oft den Verdacht, als ſeien ſie nicht nach der Natur aufgenommen worden, während Städte, Schlöſſer u. ſ. w. allerdings mit großer Sorgfalt und Treue dargeſtellt ſind. Der kurze Text, ohnehin nur als Nebenſache betrachtet, konnte natürlich nichts Neues bringen. Das Kartenweſen, für das ſich eine ziemliche Regſamkeit zeigte, ſtand noch auf zu unſicherm Boden, als daß es für die Gebirgskenntniß etwas Erſprießliches hätte leiſten können.

Zu der geringen Thätigkeit aber, die ſich im eigenen Lande für die genauere Erforſchung und gerechte Würdigung ſeiner Naturverhältniſſe zeigte, geſellten ſich noch die ſeltſamen Anſichten, welche von Fremden über dieſelben verbreitet wurden. So gab ein damals berühmter belgiſcher Gelehrter, Daniel Eremito, in Form eines Briefes, der an den Herzog Gonzaga von Mantua gerichtet war, eine kurze Beſchreibung der Schweiz heraus, in der unter Anderm behauptet wurde, die Alpenbewohner müßten aus Mangel an Erdreich ihre Todten im Eis begraben. Noch mehr: die Aelpler, die auf den höchſten Gebirgen ihre Viehheerden weiden, würden durch dieſe gänzliche Abgeſchiedenheit dermaßen ihren armen Thieren gleich, daß ſie völlig die menſchliche Sprache verlernten.

Und was die Wiſſenſchaft unterließ, den Menſchen durch genauere Forſchung der Hochgebirgswelt zu nähern und den Sinn für die Schönheiten derſelben zu wecken, das führte die Kunſt nun noch weiter, allerdings nicht durch Unterlaſſungen, ſondern durch eine poſitive Richtung, die ſie um dieſe Zeit einſchlug. Bis zum ſiebzehnten Jahrhundert hatte nämlich die Landſchafts-

malerei nicht als eine eigene Kunstform bestanden, die ihre Zwecke und Ziele völlig in sich selbst trägt; die Landschaft war bisher nur als Rahmen, als Ausfüllung und Hintergrund zur Darstellung menschlicher Handlungen, kirchen- oder profangeschichtlicher Figuren und Scenen verwendet worden, und wir haben bereits angedeutet, wie die Hochgebirgsformen in diesem Sinne von einzelnen frühern Malern einer gewissen Bevorzugung sich zu erfreuen hatten. Allmälig jedoch wußte sich die Landschaft eine selbstständige Geltung zu erringen, so daß nun die in derselben erscheinende Menschen- oder Thierfigur nur als Ergänzung zu betrachten war. Ein Mitbegründer der neuen Landschaftsmalerei war der Neapolitaner Salvator Rosa (1615—1673), und wäre seine Richtung maßgebend geblieben, so würden die Maler wohl schon im siebzehnten Jahrhundert in unsre Hochgebirge gewandert sein, um sich dort die Gegenstände und Motive für ihre Bilder aufzusuchen. Salvator Rosa liebte es, in seinen Darstellungen die wildromantischen Formen, wie er sie auf den Gipfeln und in den Schluchten der Abruzzen fand, zu künstlerischer Geltung zu bringen; aber es war seinem glücklichern Zeitgenossen, dem Lothringer Claude Gellée, oder nach seinem Geburtslande Claude Lorrain genannt (1600—1680), vorbehalten, dem neuen Kunstzweige auf lange Zeit hinaus bestimmend den Stempel seines Genius aufzudrücken. Claude Lorrain brachte den größten Theil seines Lebens in Rom zu, und darum sind es zunächst auch die weichen Formen der italienischen Landschaft, welche dem Beschauer auf seinen Bildern entgegentreten. Das Auge schweift über weite Ebenen und mannigfache Gründe hinaus, oft bis an den Saum des Ocean's. Vor Allem aber ist es das innere Leben und Schaffen der Natur in den Wirkungen der Luft, in dem beseelenden Glanz und Spiele des Lichtes, das in Claude's Bildern zur Darstellung kommt. Die Bewegungen des Laubes, der stille Zug leichten Gewölkes, das Rieseln der Gewässer, das Spiel der

Wellen des Meeres, — Alles iſt in zarten Duft getaucht und von Licht erfüllt. Die irdiſchen Formen erſcheinen nur als ein ätheriſches Gewand, das über das innere Walten der Natur geworfen iſt.

Dieſe wenigen Andeutungen werden zu der Einſicht genügen, daß das landſchaftliche Ideal Claude Lorrain's der ganzen Erſcheinung der Hochgebirgswelt haarſcharf entgegengeſetzt war. Zudem übte der überaus fruchtbare Meiſter mit ſeinem Freunde Pouſſin, ſowie durch ſeine zahlreichen Schüler und Nachahmer auf die landſchaftliche Betrachtungsweiſe mehrerer Geſchlechterreihen einen ſo durchaus entſcheidenden Einfluß aus, daß wir in altſtädtiſchen Bürgerhäuſern noch heutzutage die Wände mit Nachbildungen Claude'ſcher Landſchaften behängt ſehen. Die holländiſche Malerſchule, die ebenfalls beſtimmend auf den Geſchmack der gebildeten Welt einwirkte, kam dieſer landſchaftlichen Anſchauungsweiſe wenigſtens inſofern zu Hülfe, als ſie ſich an die flachen Formen ihrer heimathlichen Natur anſchloß.

So geſchah es denn, daß bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein nur die Ebene, höchſtens das mit leichten Wellenſchwingungen durchſetzte Flachland, als das landſchaftlich Schöne galt. In den topographiſchen Büchern jener Zeit kann man leſen, daß Städte, wie etwa Mannheim, Leipzig oder Berlin, in einer „gar feinen und luſtigen Gegend" liegen, während überall, wo auch nur das Mittelgebirge anhebt, die Landſchaft als „eine gar betrübte, öde und einförmige", oder mindeſtens „nicht ſonderlich angenehm" geſchildert wird. Daher wurden die mittelalterlichen, auf prächtigen Felſenhöhen gelegenen Herrenſitze verlaſſen und eine Menge neuer „Luſtſchlöſſer" mitten in die kahlſten, langweiligſten Ebenen hinein gebaut. In unſerm Lande, wo die Natur das Zeug zu ſolchen Kunſtſtücken glücklicherweiſe verſagt hatte, ſuchten ſich die vornehmern Stände wenigſtens nach Kräften zu helfen. In den Landſitzen, welche von dem herrſchenden Städtepatriziate ſehr

zahlreich und ſonſt oft in geſchmackvoller Ausſtattung angelegt wurden, richtete man in dieſer Zeit die Oeffnung der Gartenpavillons dem Hauptgebäude zu, während die Mauer die faſt unvermeidliche Fernſicht auf das Gebirge verſchließen mußte! — Noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem in dieſer Richtung doch ſchon entſcheidende Schritte geſchehen waren, kann der Zürcher J. C. Füßli, der Verfaſſer einer „Staats- und Erdbeſchreibung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft", nicht begreifen, wie einer ſeiner Freunde das Engelberger-Thal ſchön heißen möge. „Was findet man da?" ruft er aus; „nichts als ſcheußliche Berge, zwiſchen denſelbigen ein ſchönes Kloſter, aber ein ſchlechtes Dorf, hin und wieder zerſtreute Häuſer und eine kahle Almend. Keine Gärten, keine Fruchtbäume, keine das Auge beluſtigenden Felder ſind da!" Das war die landſchaftliche Geſchmacksrichtung, in welcher ein damaliger deutſcher Poet den Blick auf ein Gerſtenfeld als „ein Wunder der Ausſicht" beſingen konnte.

Der Abſcheu vor den „ſcheußlichen Bergen" ging aber noch weiter und erſtreckte ſich ſogar bis zur Verketzerung der Luft, welche durch die Alpenthäler weht. Im Jahre 1705 erſchien zu Roſtock eine Diſſertation, welche von der dortigen „geſunden Luft" handelte, und da wurde mit Aufwendung großer Gelehrſamkeit nachgewieſen, daß die „Schweizerluft", wie diejenige in den Tyroler- und Kärnthnergebirgen „wegen ihrer Ungeſund- und Grobheit" die Gemüther der Bewohner ganz „dumm" mache Daher rühre bei den Schweizern auch das Heimweh, weil ſie in der Fremde eine geſundere und reinere Luft nicht vertragen können, „gleich den Wiedehopfen, die an den übelriechenden Miſt gewöhnt, anderswo nicht leicht gedeihen."

Aber wie es nun einmal ein unabänderliches Geſetz bleibt, daß jede geiſtige Strömung, die ihre natürlichen Ufer überfluthet, eine Gegenſtrömung erzeugt, ſo geſchah es auch auf dem von

uns beſprochenen Gebiete. Während der Kultus der „feinen, luſtigen Ebenen“ ſeine höchſte Blüthe erreichte und eine kahle, baumloſe Moorfläche als landſchaftliches Schönheitsideal geprieſen wurde, erſtand der verachteten „Wüſte“ der Hochgebirgswelt unverſehens ein Johannes, dem auch alsbald der noch größere Meiſter folgte. Dieſer Johannes war der Zürcher Stadtarzt und Profeſſor J. J. Scheuchzer, der als Naturforſcher für ſeine Zeitgenoſſen wurde, was Conrad Geßner dem ſechszehnten Jahrhundert geweſen. Im Jahre 1672 in Zürich geboren, widmete ſich Scheuchzer zuerſt in ſeiner Vaterſtadt, dann auf den Hochſchulen von Altorf und Utrecht neben den mediziniſchen Fachſtudien mit großer Vorliebe den Naturwiſſenſchaften und ſuchte, in die Heimath zurückgekehrt, den Sinn für dieſe Wiſſenſchaften durch erſtaunliche Anſtrengungen neu zu beleben, zugleich aber ihnen einer bornirten Orthodoxie gegenüber auch eine ſelbſtſtändige Stellung zu erringen. Zur Kennzeichnung damaliger Zuſtände ſei uns nur ein kurzer Seitenblick erlaubt. Scheuchzer ſtand an der Spitze eines Vereines, in dem ſich die wiſſenſchaftlich aufſtrebende Jugend Zürichs zuſammenfand; aber gleichwohl mußten in dieſem Vereine mit großen Anſtrengungen für und gegen unter Anderm Fragen behandelt werden, die alſo lauteten:

1. Abhandlung über die Begebenheiten, ſo ſich in dem erſten Viertel des erſten bibliſchen Tages begeben haben.

2. Ob Judas eine größere Sünde dadurch begangen, daß er Chriſtum verrathen, oder daß er ſich erhängt habe?

3. Ob Chriſtus an der Hochzeit zu Kana das Waſſer in weißen oder rothen Wein verwandelt habe?

In einer Zeit, die ſolche Fragen zu ernſtlicher Diskuſſion bringen kann, hat jede ſelbſtſtändige Forſchung, die es redlich mit ſich ſelbſt meint, einen ſchweren Stand, und Scheuchzer blieb in ſeiner Vaterſtadt auch bis an ſein Ende jeder Art von Verfolgung und Hemmniß ausgeſetzt. Aber er ließ ſich glücklicherweiſe

nicht beirren dadurch. In den Jahren 1702—1711 unternahm er mit ſeinen Schülern eine größere Anzahl Alpenreiſen, zunächſt freilich nur zu botaniſchen und phyſikaliſchen Zwecken, und ohne den Verſuch zu machen, in bisher noch nicht beſuchte Gebiete vorzudringen; aber gleichwohl erwachte in ihm dabei der volle Sinn für die erhabene, landſchaftliche Schönheit des Hochgebirges „Wenigſtens kann ich von mir bezeugen," ſchreibt er, „daß ich an dergleichen ſonſt wilden und einſamen Orten größere Beluſtigung und mehr Eifer zur Aufmerkung ſpüre, als bei den Füßen des großen Ariſtoteles, Epicur und Carteſius. Etiam 'hic Dei sunt (auch hier ſind Götter), ſagt jener heidniſche Weltweiſe Da läßt ſich mit Händen greifen die unermeßliche Allmacht, Güte und Weisheit Gottes; auf den Alpgebirgen kann man gleich als in einer wohlverſchloſſenen Rüſtkammer oder Zeughaus die Naturwunder beſehen." — Die Alpen erſcheinen ihm als ein vom Schöpfer aufgethürmter Luſtpalaſt. „Die Eſtriche, Böden und Wände ſind ſelbſt die abhaldigen Flächen, in verſchiedener Höhe liegenden Thäler, Maienſäſſe, Alpen, Staffeln, welche mit den ſchönſten Blumen, dem fetteſt grünen Gras, baumvollen Wäldern und untermiſchten, glatten, rauhen, vielförmigen Felſen gleich als mit den koſtbarſten Tapezereien und Gemälden belegt und bekleidet ſind. In dieſen Bergzimmern kann man ſich gleich als in luſtvollen und anbei fruchttragenden, mit Gemſen, Hirſchen, Bären, Schneehühnern und anderm Wildpret angefüllten Thiergärten erſpazieren. Da mangelt es nicht an kryſtalllautern Brunnenquellen, Springbrunnen, hohen, in einen ſchaumigten Staub ſich verkleinernden Waſſerfällen, gegen welche alle Kaskaden in allen königlichen Gärten nichts zu rechnen ſind." — Das Bild eines erhabenen, bis in ſeine einzelnen Theile wohldurchdachten Bauwerkes ſchwebt Scheuchzer überhaupt vor bei der Betrachtung des Hochgebirges. „Einem, der in der Baukunſt wohl erfahren kommen unſre Gebirge billich als ein beſondres, ſeltſames, von

Gott ſelbſt angelegtes Gebäude vor, welches zwar ohne ſcheinbare Ordnung aufgerichtet, gleichwohl ſo viel tauſend Jahre bereits in ſeinem Weſen geſtanden, und unendlich weit die alten griechiſchen und römiſchen Bauwerke, aus welchen man hie und da die Vortrefflichkeit des Meiſters und die Pracht der nunmehr verdorbenen Völker und Monarchien abnehmen kann, hinter ſich läßt." — Von den Zinnen dieſes Baues geht nun der Blick in den mannigfaltigen Gebirgsbildungen in's weite Land hinaus. „Es kommt dem Bergreiſenden die tauſendfältige Abänderung der Ausſicht oder des Proſpektes überaus anmuthig vor; bald kommt er durch luſtige, beiderſeits mit hohen Bergen eingeſchloſſene Thäler, bald durch anmuthige Wälder; bald durchwandert er die ſchönſten Berggärten, ich verſtehe die mit vielfarbigen, ſeltſamen Kräutern ausgezierteſten Bergwieſen und Alpen; bald ſiehet er auf allerhand Art geſtaltete, von dem Schöpfer der Natur ſelbſt aufgemauerte Felſen; bald den blauglänzenden Firn oder Gletſcher und ewigen Schnee; bald überſiehet er von der Höhe eines Berges ein ganzes Land mit deſſen Städten, Flecken, Dörfern, Wieſen, Aeckern, Weinbergen, Flüſſen u. ſ. w. Er entſetzt ſich aber auch nicht wenig, wenn er ſich in ein altes, bald einfallendes Felſengebäude verſetzt, oder gar in einem engen Paß von dem Berge einen oder mehr Steine mit untermiſchter Erde, Holz und andrer Materie herabfahren ſieht, welche ihn beſchädigen oder gar zu todt ſchlagen kann; wenn er überdieß jähſtotzige, ſchlipfrige, enge, oft in Felſen eingehauene, kaum ſchuhige Wege zu paſſiren hat, die zwar oft zu beiden Seiten auffſteigende Felſen haben, dennzumal ohne Gefahr ſind; etwan aber nur einerſeits eine felſene Wand, andererſeits aber eine ungeheure Tiefe, da denn ein jeder Fehltritt über die Grenzthürſchwelle in den Tod führen kann."

Ausführlich verbreitet ſich Scheuchzer über die Vorſichtsmaßregeln, durch deren Anwendung man dieſen und andern

Gefahren im Gebirge zu begegnen habe; aber eben ſo einläßlich ſchildert er den Körper und Geiſt ſtärkenden Einfluß ſolcher Gebirgsreiſen, die heilſamen Wirkungen der reinen Luft auf verſchiedene krankhafte Zuſtände, u. ſ. w., ſo daß der Aufenthalt im Gebirge hier ſchon an ſich, ohne jede andre Nebenabſicht, angeprieſen wird. „Wo wären die Urſprünge der Flüſſe, Bäche, Brunnen? Wo wäre das Geburtshaus der Wolken? Wo wäre der Rhein, die Rhone, der Teſſin, die Aare, die Reuß, der Inn und andre köſtliche, durch Frankreich, Deutſchland und Italien ablaufende Flüſſe? — Preiſet mit mir in ſtiller, heiliger Verwunderung die anbetenswürdige Weisheit des großen Gottes, und lernet aus der Natur ſelbſt, daß Alles ſehr gut iſt, was er gemacht hat.“

So hat ſich Scheuchzer, „der ſchweizeriſche Plinius“, wie er von ſeinen Verehrern genannt wurde, ganz abgeſehen von ſeiner glänzenden Wirkſamkeit für die naturwiſſenſchaftliche und geographiſche Kenntniß der Alpen, das unſchätzbare Verdienſt erworben, endlich die Binde vollſtändig gelüftet zu haben, die das menſchliche Auge ſo lange in der Herrlichkeit der Hochgebirgswelt verſchloſſen gehalten. Und noch bevor er ſelbſt ſein ſterbliches Auge geſchloſſen, hatte ein noch größerer Seher ſeine Offenbarung aller Welt kund gethan.

Im Jahre 1728 nämlich machte ein junger Berner Arzt mit einem ſeiner Studienfreunde, Johannes Geßner von Zürich, einem Zöglinge Scheuchzer's eine botaniſche Excurſion in's Oberland. Dieſer junge Berner hieß Albrecht Haller; aber neben der größern oder mindern Zahl der eingeſammelten Pflanzen, die ihm dieſer Gebirgsausflug eingetragen haben mochte, war die unvergleichlich größere Ausbeute deſſelben ſeine Dichtung: Die Alpen. Wie dem Naturforſcher Conrad Geßner Apelander, ſo folgte nun auf Scheuchzer Haller, aber mit einer höher geſtimmten Leier, als ſie dem ehrlichen Pfarrer von Muri im

Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Gebote geſtanden. Das von Anbeginn verrufene, das „ſchreckliche, das ſcheußliche“ Hochgebirg hatte endlich den ſeiner würdigen Sänger gefunden.

Denn hier, wo Gotthardts Haupt die Wolken überſteiget,
Und der erhabnen Welt die Sonne näher ſcheint,
Hat, was die Erde ſonſt an Seltenheit gezeuget,
Die ſpielende Natur in wenig Land's vereint.
Wahr iſt's, daß Lybien uns noch mehr Neues giebet,
Und jeden Tag ſein Sand ein neues Unthier ſieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nützet blüht:
Der Berge wachſend Eis, der Felſen ſteile Wände,
Sind ſelbſt zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Wenn Titans erſter Strahl der Felſen Höh' vergüldet,
Und ſein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigſten gebildet,
Mit immer neuer Luſt von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahrnen Dunſt von einer dünnen Wolke
Eröffnet ſich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt Alles auf einmal, was ſein Bezirk enthält;
Ein ſanfter Schwindel ſchließt die allzu ſchwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzuſtrahlen taugen.

Ein angenehm Gemiſch von Bergen, Fels und See'n
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Geſicht;
Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein ſchwarzer Wald die letzen Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die ſanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt;
Bald ſcheint ein breiter See, ein meilenlanger Spiegel,
Auf deſſen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin und hergekrümmt ſich im Entfernen ſchmälern.

Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein froſtiger Kryſtall ſchickt alle Strahlen wieder,
Den die geſtiegne Hitz' im Krebs umſonſt beſtürmt.
Nicht fern von dieſem ſtreckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein ſanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden ſchwer.
Den wahren Gegenſtand von unterſchiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldſtrom eilt hindurch und ſtürzet Fall auf Fall.
Der dickbeſchäumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen,
Und ſchießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beſtändig Thau.
Ein Wandrer ſieht erſtaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und ſich in Wolken gießen.

Nachdem der Dichter die Pracht der Alpenvegetation geſchildert, fährt er fort:

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungeſtörter Froſt das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felſen Gruft mit einer Pracht geſchmücket,
Die keine Zeit verſehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'ſchen Pfühlen
Wölbt ſich der feuchte Thon mit funkelndem Kryſtall,
Ein Fels von Edelſtein, wo tauſend Farben ſpielen,
Blitzt durch die düſtre Luft und ſtrahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welſche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächſt zu Berge.

In Mitten eines Thals von himmelhohem Eiſe,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron geſetzt,
Entſprießt ein reicher Brunn mit ſiedendem Gekräuſe,
Raucht durch das welke Gras, und ſenget, was es netzt,

Sein lauter Waſſer rinnt mit flüſſigen Metallen,
Ein heilſam Eiſenſalz vergoldet ſeinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft und ſeine Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermiſchter Salze auf.
Umſonſt ſchlägt Wind und Schnee um ſeine Fluth zuſammen,
Sein Weſen ſelbſt iſt Feu'r und ſeine Wellen Flammen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo ſich in beide See'n
Europa's Waſſerſchatz mit ſtarken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare ſich, die durch beſchäumete Höhen
Mit ſchreckendem Geräuſch und ſchnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergoldet ihre Hörner,
Und färbt die weiße Fluth mit königlichem Erz,
Der Strom fließt ſchwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie ſonſt nur grauer Sand gemeines Ufer ſchwärzt.
Der Hirt ſieht dieſen Schatz, er rollt zu ſeinen Füßen;
O Beiſpiel für die Welt! er ſieht's und läßt ihn fließen.

Doch halten wir inne; dieſe wenigen Strophen mögen als hinlängliches Zeugniß dienen, daß das Haller'ſche Gedicht, was die intenſive Kraft unmittelbarer Anſchaulichkeit betrifft, in der nun ſo unendlich reich entfalteten Alpenpoeſie auch heute noch unübertroffen daſteht und ſich die theilweiſe Ungelenkigkeit des ſprachlichen Ausdruckes leicht darüber vergeſſen läßt. Von der überwältigenden Wirkung auf die damalige Zeit können wir uns nur noch ſchwer eine richtige Vorſtellung machen. Albrecht Haller, der im Jahre 1708 das Licht der Welt erblickte und ſeine Gedichte zum erſten Mal 1732 unter dem beſcheidenen Titel „Verſuch ſchweizeriſcher Gedichte" erſcheinen ließ, ſteht als erſte Hauptſäule am Eingange einer klaſſiſchen Literaturepoche, deren reiche Schätze unmittelbar und in tauſend unbemerkbaren Ausſtrahlungen unſer geiſtiges Gemeingut geworden ſind. Die damalige Zeit aber ahnte noch nichts von der hochgeſteigerten Verwöhnung, in welcher wir dadurch unbewußt befangen ſind. Für die damalige Zeit waren die Haller'ſcher Gedichte nicht nur dem Inhalte ſondern auch der Form nach gleich neu und überraſchend. Nach

dem Zeugniſſe des Dichters Gleim gab es in Berlin genug Leute die im Stande geweſen wären, Haller's Gedichte wörtlich aus dem Gedächtniſſe wieder herzuſtellen, wenn dieſelben hätten verloren gehen ſollen. Haller ſtarb im Jahre 1777 und erlebte bis zu ſeinem Todesjahre, von 1732 an, von ſeinen Gedichten nicht weniger als dreißig Auflagen, darunter acht franzöſiſche, eine engliſche, eine italieniſche und eine lateiniſche. Es ſoll dabei nicht in Abrede geſtellt werden, daß Haller's Ruf als Gelehrter, wie überhaupt ſeine ganze, großartig angelegte Perſönlichkeit zur größern Verbreitung ſeiner Dichtungen das Ihrige beigetragen haben; aber der Wirkung derſelben that dies natürlich keinen Eintrag, und ſo wurde denn die Verherrlichung der Alpen in einem kurzen Zeitraume Gemeingut der ganzen civiliſirten Menſchheit.

Nachdem das Hochgebirge nun ſeinen Sänger gefunden, konnten auch die zeichnenden Künſte nicht mehr zurückbleiben. Man hatte zwar ſchon früher verſucht, topographiſche Beſchreibungen durch Abbildungen von Waſſerfällen, Felſenſtürzen u. ſ. w. anſchaulicher zu machen; aber die wahre Kunſtaufgabe kann eben nie durch bloße techniſche Fertigkeit gelöſt werden. Dies geſchieht nur da, wo der Künſtler den darzuſtellenden Gegenſtand auch innerlich erſchaut, ihn geiſtig erfaßt hat. Deshalb mußten bei dem mangelnden Sinn für das wahre Weſen der Hochgebirgsnatur alle bisherigen Abbildungen nur äußerſt mangelhaft ausfallen, ja ſogar ſich völlig in's Komiſche verkehren. Aber jetzt, als das erlöſende Dichterwort erklungen war und den innern Blick geöffnet hatte, konnten auch die zeichnenden Künſte zur Erkenntniß ihrer wahren Aufgabe durchdringen. Freilich geſchah dies äußerſt langſam, und noch eine geraume Zeit wollten ſich die ächten Gebirgsformen nur ſchüchtern unter dem Pinſel und Stifte hervorwagen. Noch bis in unſer Jahrhundert hinein wurde das Wilde, Großartige der Gebirgsnatur in eine gewiſſe

Zierlichkeit getaucht, die sich manchmal ausnahm, wie ein eleganter Stutzermantel, um die Schulter eines Riesen geworfen. Aber die Bahn, die endlich zur Wahrheit führen mußte, war doch eröffnet und betreten.

Im Jahre 1776 begann in Bern von dem Buchdrucker Wagner und unter dem Titel „Merkwürdige Prospekte aus den Schweizergebirgen" die Herausgabe eines großen Bildersammelwerkes, zu dem Haller selbst noch die Vorrede schrieb. Ein aus dem Aargau stammender Maler, Kaspar Wolf, lieferte hiefür Bilder, die zum ersten Male eine richtigere Vorstellung von der Großartigkeit der Hochalpen, ihrer Wasserfälle, Gletscher und Schneegehänge ermöglichten. Namentlich waren es die zehn Wolf'schen Zeichnungen aus dem Lauterbrunnenthal, welche das allgemeine Interesse für den Staubbach und seine Umgebungen rege machten. Eine größere Anzahl Alpenansichten von Wolf erschienen einige Jahre später in schönem Farbendrucke zu Paris und Amsterdam. Andre Künstler, wenn auch nicht gerade von hervorragendster Begabung, schlossen sich dieser Richtung mehr und mehr an, und besonders war es das Berner Oberland, das ihnen in der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen die gewünschten Vorwürfe bot.

So wurde durch das Zusammenwirken verschiedenartiger Geistesarbeit immer bestimmter und tiefer das Bett gegraben, in dem gegenwärtig alljährlich der schimmernde „Touristenstrom" dem Hochgebirge entgegenfluthet. Der letztere hatte nur einzelne Menschen, die besondre Zwecke verfolgten, angelockt, Fachgelehrte namentlich Botaniker, Geologen und Topographen; jetzt begann der Mensch überhaupt dahin zu wandern, um die Hochgebirgswelt in ihrer Totalität, durch die Erhabenheit ihrer neuenthüllten Schönheit, durch ihre Anmuth und sogar ihre Schrecken auf Geist und Gemüth wirken zu lassen. Dadurch ergab sich nun bald noch ein erweitertes Ziel. Die Naturforscher waren bisher

am Rande der Gletſcher, an der Grenze der gewöhnlichen Vegetation ſtehen geblieben, und nur hie und da hatte ſich ein verwegener Gemsjäger durch unbezähmte Beuteluſt verlocken laſſen, die tiefer im Gebirge liegenden Eisfelder zu betreten. Daher herrſchten auch noch ſehr ſeltſame Vorſtellungen über die „Eismeere“, die man ſich als einen durch das Alpengebiet zuſammenhängenden erſtarrten Ocean dachte. Nun aber mußte es gerade das Geheimnißvolle und Schauerliche dieſer unbekannten Welt ſein, das die Phantaſie mächtig anreizte; je wilder und einſamer das Eisfeld, das zu durchwandern, je ſteiler und höher der Gipfel, der zu erklimmen war, um ſo größer der Genuß durch Ueberwindung der Hinderniſſe. Es zeigten ſich die erſten Anfänge der „Beſteigungen“, der touriſtiſchen Berg- und Gletſcherfahrten.

Ueber Beweggrund, Zweck und Ziel ſolcher Fahrten wollen wir einen unbezweifelten Gewährsmann, Fr. v. Tſchudi, wörtlich ſprechen laſſen. „Ein unbekanntes Land, ein Land voll Zauber und märchenhafter Pracht ſchimmert über den letzten grünenden Bergſtufen, über den letzten und breiten, grauen Felſengallerien, ſtill und ernſt wie der Tod, erhaben und majeſtätiſch, wie die Herrlichkeit des Ewigen, ein Bindeglied zwiſchen Himmel und Erde, wo der Menſch und die ihm gerechte warme Natur keine Heimath mehr findet, wo dieſer ſtolze Herrſcher der Welt, von dem Gefühle ſeiner Ohnmacht übermannt, nur ſtundenlang, nur mit flüchtigen Pilgerſchritten einen Gang zu den höchſten Wundern der Erde wagt. Der Bewohner der Ebene ſchaut mit einer gewiſſen traditionellen Gleichgültigkeit auf die ſchimmernden Gehänge und blanken Firnteppiche der Hochgebirgszüge hin. Er bewundert ſie vielleicht, wenn ſie, vom Mondlicht magiſch begoſſen, ſich in das Schwarzblau ihres Nachthimmels drücken, oder in der duftigen Frühe, wenn das Morgenroth am Himmel heraufglüht und die Gipfel der weißen Felſenzinnen erſt wie in Blut getaucht ſtrahlen, dann, vom funkelnden Golde des Morgen-

lichtes übergossen, wie Opferaltäre Gottes aufleuchten. Wenn aber der Reiz der lebhaftern Färbung verschwunden und das matte bläuliche Weiß an seine Stelle getreten ist, so ist auch die Theilnahme dahin. Man hat so einen gewissen, undeutlichen Begriff von der unendlichen Oede und Kälte der Schneeregion und giebt sich damit gar leicht zufrieden, ohne die großartigen elementarischen Bewegungen, das geheimnißvoll mit Hunger und Tod ringende Pflanzen- und Thierleben, die wunderbaren Gesetze, die phantastischen Naturbildungen und Erscheinungen jener Höhen zu ahnen; — mitten zwischen unsern deutschen und den lombardischen Kornfeldern steht diese unbekannte Welt . . . kein lebender Mensch kennt die ganze Schnee- und Eiswelt auch nur des schweizerischen Hochgebirgs, wenige nur irgend einen ansehnlichen Theil desselben; ungeheure Gebiete hat nie der Fuß eines Menschen berührt. . . . Was soll der Mensch da oben? Ist es nicht ein geheimnißvoller, unerklärlicher Reiz, der ihn anlockt, den überall lauernden Todesgefahren zu trotzen, sein warmes, zerbrechliches Leben über viele Meilen lange Gletscher zu tragen, oft in der selbsterbauten elenden Hütte es mühselig gegen tobende Stürme und tödtlichen Frost zu bergen, und dann, zwischen Tod und Leben hängend, mit kurzem Odem und zitternden Gliedern die schmale Sohle eines majestätisch thronenden Schneegipfels zu gewinnen? Ist es bloß der Ruhm, dort oben gewesen zu sein, dieser karge Lohn fast übermenschlicher Anstrengungen, der ihn auf diese Wolkenstühle ladet? Wir glauben es kaum. Es ist das Gefühl geistiger Kraft, das ihn durchglüht und die todten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; es ist der Reiz das eigene Menschenvermögen, das unendliche Vermögen des intelligenten Willens, an dem rohen Widerstande des Staubes zu messen; es ist der heilige Trieb, im Dienste der Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnißvollen Zusammenhange alles Geschaffenen nachzuspüren; es ist vielleicht die Sehnsucht

des Herrn der Erde, auf der letzten überwundenen Höhe im Ueberblick der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine einzige freie That zu besiegeln."

In den Alpen galt die erste Fahrt dieser Art, von der wir nähere Kunde haben, dem Montblanc, der mit seinen mächtigen, weither über den Leman schimmernden Schneegehängen schon aus großer Ferne anlocken mußte. Ein Engländer, Namens Windham, der seit mehreren Jahren in Genf lebte, faßte zuerst den Entschluß, diesen Gebirgsriesen in der Nähe kennen zu lernen. Ein andrer Engländer, oder vielmehr Schotte, Richard Pococke, der bereits Egypten und Vorderasien bereist hatte, half den Entschluß zur Reife bringen, als er im Jahre 1741 bei seiner Rückkehr aus Egypten nach Genf kam. Ein weitres halbes Dutzend Engländer schloß sich dem abenteuerlichen Unternehmen an, und es wurden zur Ausführung desselben Vorkehren getroffen, als ob es eine Expedition nach einem fernen, nur von wilden Urbewohnern bevölkerten Lande gelte. Die acht Theilnehmer nebst den sie begleitenden Dienern bildeten so zu sagen ein kleines Heer, indem Alle bis an die Zähne bewaffnet waren. Eine Proviantkolonne mit Zelten, Kochgeräthschaften und Provisionen aller Art durfte natürlich nicht fehlen. — Von Genf dauerte der Zug bis in's Chamouni über eine halbe Woche, und man kann sich denken, mit welchen Augen die friedlichen, bisher von aller Welt abgeschiedenen Thalbewohner diese seltsamen Gäste ansahen. Pococke hatte sich zudem noch als arabischen Häuptling gekleidet und man ließ auch die von allen Seiten herbeiströmenden Bewohner von Sallenche glauben, daß ein asiatischer Fürst zu ihnen gekommen sei. Vor dem Orte wurde das fürstliche Zeltlager aufgeschlagen und vorläufige Erkundigungen eingezogen. Weiterhin gab es lange Verhandlungen mit den Landleuten über die Gefahren des Unternehmens, und aller Wahrscheinlichkeit nach

wurden dieſelben als unüberwindlich angeſehen; wenigſtens begnügte man ſich ſchließlich mit der Erſteigung des Montanvert, und mit der Aufnahme von Gebirgsanſichten, die ſpäter zu London, in Kupfer geſtochen, veröffentlicht wurden. Weitere Erfolge hatte dieſe erſte Expedition nicht aufzuweiſen; aber ſie bildete den Anfang der Berg- und Gletſcherfahrten in mehr touriſtiſchem Sinne, wobei nicht vergeſſen werden ſoll, daß dieſer Anfang von Engländern gemacht wurde, die ſich bekanntlich bis auf den heutigen Tag um die Erforſchung der unzugänglichſten Gebiete unſrer Hochgebirgsnatur unvergängliche Verdienſte erworben haben. Schon ein Jahr ſpäter wurde Windham's Verſuch von einigen Genfern erneuert und zwar mit größerm Erfolge, ohne daß jedoch an die Beſteigung der höchſten Gipfel zu denken war. „Mehr als zwanzig Jahre nach dieſen erſten Chamonixreiſen," ſagt B. Studer, „gelang es 1770 den Brüdern De Luc, einen vergletſcherten Gipfel im Hintergrunde des Sixthales zu beſteigen, den ſie von Genf aus geſehen hatten und ſpäter unter dem Namen des Buet kennen lernten. Erſt nach drei vergeblichen Verſuchen, die ſchon 1765 begannen, glückte die Unternehmung, welche die Reiſenden mit der ſpäter ſo oft beſchriebenen großartigen Alpenausſicht und theilweiſe auch mit der Erreichung ihrer wiſſenſchaftlichen Zwecke belohnte. Es war nämlich die Reiſe nicht nur aus Touriſtenluſt unternommen worden." Dieſes Brüderpaar De Luc kann übrigens als Zeugniß dienen, wie mächtig das Intereſſe für die Geheimniſſe der Hochgebirgswelt erwacht war. Sie waren die Söhne eines mit J. J. Rouſſeau befreundeten Uhrmachers und anfänglich ſelbſt keineswegs Gelehrte von Beruf, ſondern beide hatten ſich dem Handelsſtande gewidmet; aber ſie theilten ihre Zeit zwiſchen Gewerbe und Wiſſenſchaft, die ſich namentlich auf die Erforſchung des Hochgebirges bezog. Alljährlich führten ſie eine kleine Reiſe in daſſelbe aus. Erſt im höhern Mannesalter widmete

ſich der ältere ausſchließlich der Wiſſenſchaft, während der jüngere ſeinem Doppelberufe treu blieb. Der höchſte Gipfel des Montblanc wurde freilich erſt fünfzehn Jahre nach der Beſteigung des Buet bezwungen.

Indeſſen war es nun mehr und mehr das Berner Oberland, das [illegible] auf die Gebirgsfreunde geltend machte [illegible] etwa die Gelehrten, ſonder[illegible] [illegible] es aber auch [illegible] Reihe von Jahren [illegible] dort ernſtſuche gemacht wurden, in die unbe[illegible] Eisthäler ringen oder die höchſten Gipfel zu bezwin[illegible] Mit der Beſichtigung und theilweiſen Begehung der Grindel[illegible]gletſcher glaubte man genug gethan zu haben; höchſtens, daß noch etwa vom Grimſelhoſpitale aus einige Ausflüge verſucht wurden. Zwar erſchien ſchon im Jahre 1751 von dem Berner Profeſſor Altmann ein Buch unter dem Titel: „Verſuch einer hiſtoriſchen und phyſiſchen Beſchreibung der helvetiſchen Eisbergen"; aber dieſe Arbeit verdankt ihre Entſtehung ebenfalls nur einem Beſuche, den der Verfaſſer in Geſellſchaft mehrerer Berner dem Grindelwaldgletſcher gemacht hatte, und alles Uebrige, was er vorbringt, beruht nach Studer's Aeußerung theils auf Angaben älterer Schriftſteller, theils auf mehr oder weniger willkürlichen Vorausſetzungen und Folgerungen. Auch Altmann behauptet das Vorhandenſein eines Eismeeres, das ſich von Glarus über den Gotthard und die Grimſel bis Lauterbrunnen erſtrecke. Dieſes Eismeer ſei vollkommen eben und beſtehe aus einer dicken Eistafel, die auf dem Waſſer ſchwimme. Die Gletſcher ſeien Abflüſſe des Eismeeres, das ſich durch abfallende Thäler von ſeinem Ueberfluß an Waſſer und Eis entlade, u. ſ. w.

Unverkennbar aber war es immerhin der Grindelwaldgletſcher, dem das Oberland zum guten Theil ſeine Bevorzugung zu verdanken hatte. War vom Thale aus die Wucht der wolken-

durchbrechenden Gebirgskoloſſe angeſtaunt, waren die ſchimmernden Schneegehänge und ſtäubenden Waſſerfälle bewundert, ſo konnten nun hier auch noch ohne Anſtrengung und beſondre Gefährde der „Wunderberg“ beſchritten werden, wie Math. Merian ſchon ein Jahrhundert früher den Grindelwaldgletſcher genannt hatte. Es war mit dem Betreten eines ſolchen Eisgebietes ja das Höchſte und Aeußerſte einer touriſtiſchen Gebirgsreiſe erreicht, jedenfalls etwas, das nirgends anderwärts ſo leicht zu erlangen war. Noch bis weit in unſer Jahrhundert hinein bildet in vielen Reiſebeſchreibungen der Beſuch des Grindelwaldgletſchers den Glanz- und Höhepunkt.

Doch wie langſam die geiſtige Strömung zunahm, deren Urſprung und bisherigen Verlauf wir gezeichnet haben, ſie ſtieg fortan, wenn auch eine Zeit lang durch welterſchütternde Ereigniſſe geſtaut, in unwiderſtehlichem Wachsthume höher und höher, bis ſie die letzten Firnenhäupter erreichte. Dieſes Wachsthum veranſchaulichen uns einige Angaben aus dem Leben eines Mannes, von dem wir im Verhältniß zu ſeiner Bedeutſamkeit eine leider nur allzu dürftige Biographie beſitzen. Wir meinen den Vater Johann Rudolf Meyer von Aarau, den erſten Urheber der Linth-Kanaliſirung, den Hauptbegründer der aargauiſchen Kantonsſchule, den Herausgeber jenes ſchweizeriſchen Atlaſſes, der bei all' ſeinen zu jener Zeit noch nicht überwindbaren Mängeln bis auf den Dufour'ſchen der bedeutendſte geblieben iſt. Meyer war eine groß angelegte Perſönlichkeit, aber nichts weniger als ein Gelehrter. Er ſagte in ſeinen ſpätern Jahren ſelbſt von ſich, daß er eigentlich keine Bücher geleſen, als in der Jugend den Gellert und dann ſein Leben lang die Bibel. Als ſechsundzwanzigjähriger, noch ganz unbemittelter Mann ſchloß er eines Tages ſeinen kleinen Tuchladen, um ein wenig über das nächſte Gehäge hinauszublicken, vor Allem aber das aus der Ferne winkende Hochgebirge ſich in der Nähe zu beſehen. „So

wanderte er," erzählt ſein Biograph Evers, „der Reuß entlang zum Gotthard hinauf, über die Quellen der großen Ströme, durch die Einſamkeiten der Furka, durch die kalte Wildniß des Grimſelpaſſes hinab zu dem [illegible] bei Handegg und über die gewürzigen Alpen der Scheid k, im Angeſicht jener unerſtiegenen Felshörner, die einſt ſein [illegible]hn und Enkel zuerſt erklimmen ſollten. Da wurde ſeine Seele von Empfindungen bewegt, die er in dieſer Stärke nie gekannt. Sein lebendiges Naturgefühl, ergriffen von der Erhabenheit ſo vieler neuen Eindrücke, erhob ihn ahnungsvoll von dem Unermeſſenen der Sinnenwelt dem Unendlichen näher. Dieſe Stunden wirkten auf ſein ganzes Leben. „Niemals" — ſchrieb er lange nachher einem Freunde — „niemals kann ich die Eismauern unſeres Vaterlandes ohne ein feierliches Gefühl der Andacht betrachten und ohne mich zu freuen, daß ich ein Schweizer bin." Von keiner Bergreiſe — und er machte deren in der Folge noch manche — ſprach er ſo viel und ſo vergnügt. Auch lächelte er noch manchmal, wenn er der Verwunderung gedachte, womit ihn die weltfremden Berghirten betrachtet, die nicht begreifen konnten, was er in ihren Einöden ſuche, wenn er nicht etwa ein Metzger oder Strahlenhändler wäre. Denn die Schweizerreiſen waren zu jener Zeit noch ſehr unüblich."

Soweit der Biograph des Mannes. Dreißig Jahre ſpäter aber faßte Meyer, der ſich unterdeſſen durch induſtrielle Unternehmungen ein bedeutendes Vermögen erworben, in der Erinnerung an dieſe Eindrücke, die er im Gebirg empfangen, den patriotiſchen Entſchluß zur Erſtellung des großen Kartenwerkes, das auf ſechszehn Tafeln namentlich auch der genauern Gebirgskenntniß zur mächtigen Förderung gereichte. Jahre lang beſoldete er auf eigene Koſten Ingenieure und Zeichner und fügte den Karten, gleichſam zur Belebung, noch die getreue Darſtellung aller damaligen ſchweizeriſchen Landestrachten hinzu, die der Lu-

zerner Maler Reinhard in 136 größern und kleinern Oelbildern ausführte. Das ganze Werk befindet ſich gegenwärtig bekanntlich im Beſitze des bernerſchen Kunſtvereines. Die „Söhne und Enkel“ Meyer's hingegen, von denen oben die Rede war, waren die Erſten, die in den Jahren 1811 und 1812 die Jungfrau und das Finſteraarhorn erſtiegen.

Es würde uns jedoch viel zu weit führen, wollten wir dem Wachsthume des Alpenkultus, das zwiſchen den angeführten Jahreszahlen aus der Meyer'ſchen Familiengeſchichte liegt, Schritt für Schritt nachgehen, zwiſchen der ſtill begeiſterten Wanderung des Vaters über die Scheideck und der mannhaften Beſiegung der Rieſenhäupter, welche auf dieſelbe herabſchauen, durch die Söhne. Nur einer beſondern Färbung müſſen wir noch gedenken, die dieſer Kultus ſchon in ſeinem Beginne annahm und ihm äußerlich wohl förderlich wurde, aber doch auch ſeine bedenklichen Reflexe zeigte.

Schon Haller hatte, an die bukoliſche Literatur der Alten und der Italiener anknüpfend, in ſeinen „Alpen“ keineswegs nur die landſchaftliche Herrlichkeit der Hochgebirgswelt geſchildert, ſondern es war ihm eben ſo ſehr daran gelegen, die einfachen Lebensverhältniſſe ihrer Bewohner der ſittlichen Frivolität ſeiner Zeit im Idealbilde entgegenzuhalten.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht;
Wer mißt den äußern Glanz ſcheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh zur Luſt und Armuth glücklich macht?
Das Schickſal hat euch zwar kein Tempe zugeſprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, ſind ſchwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings ſpäte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat Alles dies verbeſſert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Und dann in spätern Strophen:

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag und Ruh' besetzt die Nacht;
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt die heut'ge Freude nie;
Die Freiheit theilt dem Volk aus unpartei'schen Händen
Mit immer gleichem Maß Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt und danket dem Geschicke.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich;
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht Alles werth und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin;
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglückskupplerin:
Die Liebe brennt hier frei und scheut kein Donnerwetter.
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter, u. s. w.

In ähnlichem, oft noch gesteigertem Tone flicht sich die Schilderung idyllischer Zustände durch das ganze Gedicht, um dagegen mit juvenalischer Schärfe die Ueberfeinerung, Unnatur und Verdorbenheit großstädtischer Verhältnisse hervorzuheben. Drum schließt auch das ganze Gedicht mit folgendem Zurufe an die Gebirgsbewohner:

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt;
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt.
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt:

Nichts iſt, was euch erdrückt, Nichts iſt, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und ſterbet, wie ihr lebet.

O ſelig, wer wie ihr, mit ſelbſtgezognen Stieren
Den angeſtorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speiſ' aus ſüßer Milch vergnügt;
Der ſich bei Zephirs Hauch und kühlen Waſſerfällen
In unbeſorgtem Schlaf auf weichen Raſen ſtreckt,
Den nie in hoher See das Brauſen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt,
Der ſeinen Zuſtand liebt und niemals wünſcht zu beſſern,
Das Glück iſt viel zu arm, ſein Wohlſein zu vergrößern.

Solche Glückſeligkeitsbilder, bei deren Entwerfung die ſittliche Tendenz immerhin mehr als eine unbefangene Beobachtung der Wirklichkeit die Hand des Zeichners geführt haben mochte, waren in jener Zeit aber auf's Beſte geeignet, dem landſchaftlichen Rahmen, der ſie umgab, eine erhöhte Anziehungskraft zu verleihen. Auf die Schäferliteratur der Italiener, die damals noch einen großen Einfluß auf ganz Europa ausübte, folgte J. J. Rouſſeau mit der Verkündigung ſeines Naturevangeliums, das die Rückkehr des Menſchen zu einfachen, natürlichen Verhältniſſen verlangte. Nach dieſer Seite hin traf Haller in der Hauptſache mit dem beredten Genfer zuſammen, und ſo erſchienen denn die Alpen bald nicht mehr bloß als ein neues Wunder landſchaftlicher Schönheit, ſondern auch als die Heimat des glückſeligen Naturmenſchen, als der Fundort des neuen Menſchenideales.

Zur Verbreitung einer ſolchen Auffaſſung oder poetiſchen Täuſchung trug, wenn auch indirekt, doch mehr, als man auf den erſten Blick zugeben möchte, der Zürcher Idyllendichter Salomon Geßner (1730—1788) bei. Geßner wird gegenwärtig ſelbſt bei uns wenig mehr geleſen; aber eine geraume Zeit war er einer der Lieblingsdichter aller civiliſirten Nationen. Seine

Werke wurden sechs Mal in's Italienische, mehrere Male in's Englische übersetzt und von einer französischen Uebersetzung seiner Idylle „Abels Tod" wurde die erste Auflage in Paris schon in vierzehn Tagen vergriffen, worauf natürlich eine große Zahl weiterer Auflagen erfolgte. Wir vermögen gegenwärtig nur noch schwer zu begreifen, wie jene Zeit die mythologisch oder alttestamentlich vermummten Schäfer und Schäferinnen Geßner's für wirkliche, nach der Natur gezeichnete Menschen halten konnte; aber sicherlich war dies damals der Fall bei der großen Masse des ausländischen Publikums; denn wenn Haller den glückseligen Naturmenschen in den Alpenthälern entdeckt hatte, warum sollte Geßner denselben nicht auch noch in der unmittelbarsten Nachbarschaft gefunden haben? Zudem war ja die ganze Schweiz ein Gebirgsland, in dem solche idyllische Zustände und Wesen noch möglich waren. Nur dadurch, daß solche Anschauungen über unsre ländlich-bäuerlichen Verhältnisse im Auslande vorherrschten, sind mancherlei Erscheinungen zu erklären, die uns aus jener Zeit fast eben so komisch, als verwunderlich entgegentreten. Man weiß es, der Bauer wurde damals von den höhern Ständen in aller Herren Länder für nicht viel andres als ein zweifüßiges Lastthier angesehen, und so war es auch im Würtemberger Lande der Fall; aber im Bade Schinznach spazierte der Herzog Eugen von Würtemberg Arm in Arm mit dem Zürcher Bauern Jacob Gujer, freilich nicht, weil Geßner denselben in einer seiner Idyllen verherrlicht, sondern weil Geßner's Freund, Dr. Hirzel, einen „philosophischen" Bauern aus ihm gemacht hatte. — In dem damals von allem größern Verkehr noch weit abgelegenen Emmenthaler Dorfe Langnau hatte ein anderes Bäuerlein, Namens Micheli Schüppach, sich in den Mußestunden damit abgegeben, seine Dorfgenossen von allerlei Gebresten zu kuriren. Micheli war ohne Zweifel ein begabter, schlauer Kopf, der aber bei dem gänzlichen Mangel ausreichender Kennt-

niſſe zu allerlei Hokuspokus ſeine Zuflucht nehmen mußte. In andern Zeitläuften würde auch ſeine Thätigkeit, wie diejenige von Hunderten ſeinesgleichen, ſich nie über die nächſte Umgebung oder wenigſtens nicht über ſeine Standesgenoſſen hinaus erweitert haben; jetzt dagegen füllten ſich die Straßen des einſamen Dorfes mit glänzenden, wappengeſchmückten Caroſſen, die dem „berühmten Doktor" zahlloſe Patienten oder auch bloß neugierige Verehrer aus den vornehmſten Ständen aller europäiſchen Hauptſtädte zuführten. Micheli lachte auf den Stockzähnen, wie die Bauern überhaupt im Stillen über die „Herrſchaften" lachten, die von allen Seiten herbeikamen, um die „wüſteſten" Berge zu durchklettern.

Und nicht bloß Dichter waren es, die einer ſolchen, aus poetiſcher Täuſchung entſprungenen und in Sentimentalität auslaufenden Anſchauungsweiſe Vorſchub leiſteten. Um 1780 ſchrieb der geiſtvolle und mit andern Verhältniſſen ſeines Landes ſonſt wohlvertraute Berner Karl Victor von Bonſtetten „Briefe über ein ſchweizer Hirtenland", unter welch' letzterm ſpeziell das Saanenland verſtanden war. Johannes v. Müller, der vaterländiſche Geſchichtſchreiber, hat dieſe Briefe ſeines Freundes Bonſtetten herausgegeben. Da heißt es unter Anderm: „Im Saanenlande iſt Leben lauter Genuß und die Erde nur durch ihre Geſchenke bekannt, indem das Einſammeln der wohlriechendſten Kräuter an einem Sommertage weniger Arbeit iſt, als ein Vergnügen, welches die Stadtluſtbarkeiten weit übertrifft. Wohlbeſorgte, reinlich gehaltene, ſchöne Heerden ſind gleichſam ein Theil der Hausgenoſſen des Hirten, ſanfte Sitten und Wohlthätigkeit werden bei der Heerde ihm zur Gewohnheit; von ſeinem Vieh lernt er die Pflichten der Menſchheit." — „Kommen Sie," ruft Bonſtetten an einem andern Orte, „hier ſind Natur und Menſch gleich frei und groß!" — Die Schattenſeiten des Hirtenlebens, die ihm bei aller Selbſttäuſchung nicht völlig

entgehen konnten, wendet er mit tendenziöser Geschicklichkeit sogleich wieder dem Lichte zu. „Aber dieses unschuldige und glückselige Hirtenleben begünstigt keinen Arbeitsfleiß. Die Nothwendigkeit, worein Leidenschaften und Reichthümer die Menschen versetzen, ist allemal die Mutter der Künste gewesen. Die Vereinigung der Menschen hat ihre Geistesentwicklung und Fortschritte in Verfeinerung begünstigt; Einsamkeit und Hirtenleben verewigt Gewohnheiten, Sitten, vielleicht Glück; so daß man glauben möchte, die Hirtenvölker wären zur Erhaltung der Würde unsrer Natur auf Erden gelassen, und um entnervte, ausgeartete Völker bisweilen — auszurotten oder zu beherrschen."

Wie gesagt, kam diese ganze Zeitrichtung dem neuerwachten Interesse für die Hochgebirgsnatur sehr zu Statten; aber sie mußte bei ernüchterter Beobachtung der sittlichen Zustände der Gebirgsbewohner nothwendig einem Rückschlage rufen, der theilweise heute noch sich fühlbar macht.

So lange die einsamen Gebirgsthäler noch selten besucht wurden, war uneigennützige Gastfreundschaft ein allgemeiner Charakterzug ihrer Bewohner, der wohl eine Hauptveranlassung zu ihrer idyllischen Auffassung überhaupt geben konnte. Bonstetten erzählt hierüber: „Die einsamsten Hirten haben eine Gastfreiheit, welche sie zutrauensvoll ausüben und wofür sie sich am liebsten mit ein paar Neuigkeiten bezahlen lassen, und eine Höflichkeit, welche aus der Furcht, Jemanden zu beleidigen, entspringt. Einst in einer grausen Wüste, zwischen den höchsten Felsenspitzen, viele Stunden von allen Wohnungen, hütete ein Mädchen ganz allein Ziegen und Schafe. Gebeten um ein wenig Milch, antwortete es, die Milch gehöre der Mutter. Allein der Fremde sagte, er dürste. Das Mädchen legte die Hand an die Stirne, bedachte sich einen Augenblick, lief hin und brachte die Milch. Geld wollte es nicht. Ich habe Euch, antwortete es,

Milch gegeben, weil Ihr dürstet; aber was würde die Mutter sagen, wenn ich ihre Milch verkaufte?"

Diese schöne, aus der Natur der Verhältnisse hervorgegangene Gastlichkeit mußte aber nothwendig mit den sich ändernden Verhältnissen selbst eine Veränderung erleiden. So lange nur selten ein Wandrer des Weges kam, war auch der Aermste reich genug, ihm eine bescheidene Erquickung reichen zu können; als jedoch die Wandrer zahlreicher wurden und zu ganzen Zügen anwuchsen, wäre selbst der Reichste nicht mehr im Stande gewesen, die alte Gastfreundschaft in herkömmlicher Weise auszuüben, ohne sich in schweren Schaden zu bringen. Mit dem Aufgeben der patriarchalischen Sitte verschwand aber ein großer Theil des Zaubers, der bisher das „unschuldige und glückselige Hirtenvolk" umflossen hatte; denn die Gastlichkeit war eben für die Fremden das Angenehmste gewesen, das er an dem Einheimischen kennen gelernt. Jetzt, nachdem die ganze poetische Illusion einen Riß bekommen, galt die bisher so gepriesene „Genügsamkeit" des Gebirgsbewohners bald nur als unüberwindliche Trägheit, die „Einfalt" als rohe Unwissenheit, die „demüthige Höflichkeit" als verschmitzte Hinterlist, der heitre Mutterwitz als boshafte Spottsucht. So mußte denn der bekannte Berner Schriftsteller J. R. Wyß in seinem umfangreichen Werke über das Oberland schon vor sechszig Jahren das Geständniß ablegen: „Die Gemüthsbeschaffenheit und das Eigenthümliche des Völkleins in diesen (oberländischen) Pfarrgemeinden ist schwierig anzugeben, und die widersprechendsten Berichte sind entweder von Schriftstellern niedergelegt worden oder mündlich durch sachkundige Männer mir zugekommen. . . . . Wer unterscheidet zwischen so mannigfachen (geschichtlichen, politischen und sozialen) Einflüssen was einem Jeden angehöre? Und wer berechnet, was der alten Abstammung, den körperlichen Anlagen, dem Klima dieser Gegenden beizumessen? Wer ergründet endlich, was dem freien Willen

dem Entschlusse, der selbstständigen Sitte der Landleute zuzuschreiben?"

Doch — wo einmal solche Erwägungen angestellt, wo die entgegenstehenden Auffassungen an der Hand der Geschichte geprüft und mit der Wirklichkeit verglichen werden, kann auch die Wahrheit nicht mehr ferne sein. Die gewaltigen Folgen der französischen Revolution, welche während eines Vierteljahrhunderts Europa durchstürmten und umgestalteten, unterbrachen zwar auf längere Zeit den bereits begonnenen ausländischen Pilgerzug nach unserm Hochgebirge; aber sie fegten auch die schiefsichtige Sentimentalität weg und ebneten den Boden für eine gesundere, realistischere Natur- und Menschenauffassung. Erst jetzt konnte sich der Hochgebirgskultus allmälig zu jener reinen Höhe erheben auf welcher in der Malerei die Blüthen reiften, die uns aus den Werken eines Diday, Calame und vieler Andern entgegenleuchten; erst jetzt konnte dieses moderne Bildungsobjekt jene vertiefte Naturempfindung erzeugen, welche in den neueren Literaturen aller gebildeten Völker in oft so ergreifenden Akkorden austönt, und erst jetzt konnten sich im In- und Auslande zahlreiche Gesellschaften bilden, die sich eine vollständige Erforschung des Hochgebirges zum Ziele setzten. Jetzt konnte auch jener mecklenburgische Edelmann, der uns am Eingange dieser Betrachtung begegnet, sein Landhaus am heimischen Müritzsee dahingeben, um dafür einige Sommerwochen in unserm Hochlande zu verbringen. Jetzt können wir selbst vollbewußt mit ihm ausrufen: „Wie groß und herrlich, selbst in der Verdunkelung!"

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.